

## DAS AKTUELLE BUCH

## Terroristennester auf dem Balkan?



«Südosteuropa», so schliesst Jürgen Elsässer nach Lektüre einiger Bücher zu Al-Kaida sowie zum islamistischen Terror, «ist die Terra incognita einer Welt, in der es ansonsten von fundamentalistischen Kopfgängern nur so wimmelt.» In der Tat: Vom Balkan ist selten die Rede, wenn es um den 11. September 2001 und die Folgen geht, und Elsässer hat diese Lücke mit einem gut lesbaren Buch geschlossen.

Die Lage kann wirklich Besorgnis erregen. Erst Anfang Juni – was der Autor noch nicht wissen konnte – wurden in Albanien wieder die Konten zweier Organisationen eingefroren, die sich **scheinbar im Moscheebau** und in humanitärer Hilfe engagierten, in Wirklichkeit aber Geld wuschen und wahrscheinlich den Terror unterstützten. Vor wenigen Wochen erst kamen im Süden des Landes zwei junge Männer beim Versuch um, eine Handy-Bombe zu basteln – Teilnehmer eines Kurses einer «Stiftung zur Wiederbelebung des islamischen Erbes».

Einen Nährboden findet der Terror in der religiösen Mobilisierung unter Muslimen auf dem Balkan. Das trifft vor allem für Bosnien zu – für die kulturellen Steppen der Nachkriegszeit also, wo sich saudische und iranische Fundamentalisten mit harmlosen Computerkursen und vor allem viel Geld an orientierungslose junge Leute heranzumachen. Ein noch wichtiger Nährboden aber ist – in Bosnien und besonders in Albanien – die **Schwäche des Staats**: Keine Polizei kriegt mit, was international finanzierte Firmen in Vlora oder Tirana treiben, und wenn doch, ist Stillhalten nur eine Frage des Preises. Elsässer weist die biografischen Spuren von Kaida-Aktivisten auch in den Mujahedin-Einheiten nach, die im bosnischen Krieg auf der muslimischen Seite gekämpft haben. Ein Kapitel leuchtet auch ihr politisches Umfeld aus, das bis in die Führungsriege der tonangebenden Partei der demokratischen Aktion reicht.

Wo der Autor versucht, aus den Einzelheiten ein **politisches Gesamtbild** zusammensetzen, wird es oft schief. Dass Jugoslawien mit seiner «glücklichen Mixtur» aus schwermütigen und fröhlichen Menschen zu Anfang der Neunzigerjahre von «Ewiggestrigen» und ausländischen Geheimdiensten aus einem paradiesischen Zustand gerissen wurde, wie Elsässer meint, ist eher eine These für die **Märchenstunde**. Zu unscharf sind bei ihm die Grenzen zwischen der muslimischen Normalbevölkerung in Bosnien und den fanatischen Gotteskämpfern, meist aus dem arabischen Ausland. Das «schwarze Loch» Albanien ist auch für Elsässer offenbar ein blinder Fleck. Dass etwa eine Zeitung schreibt, Osama bin Laden verfüge über «Tausende albanische Pässe», lässt auf die Wirklichkeit keinerlei Rückschlüsse zu. Der Balkan, und besonders Albanien, ist nicht nur ein Hort der organisierten Kriminalität, sondern auch die Heimat der freien Erfindung und der üblen Nachrede. Das macht dem Rechercheur die Arbeit schwer. Oder auch leicht – ganz wie mans nimmt.

Norbert Mappes-Niediek

|| JÜRGEN ELSÄSSER: WIE DER DSCHIHAD NACH EUROPA KAM. Gotteskrieger und Geheimdienste auf dem Balkan. NP-Buchverlag, St. Pölten, Wien und Linz 2005. 245 Seiten, Fr. 34.90.

## Goldrausch im Steppenstaat

Der Abbau von Edelmetallen führt in der **Mongolei** zu schweren Umweltschäden

Die Mongolei kämpft mit grossen Umweltproblemen. Schuld daran ist vor allem die Suche nach Gold. Die erste grosse Umweltbewegung des Landes kämpft um das fragile ökologische Gleichgewicht des Steppen- und Wüstenstaates. Die Goldproduktion ist allerdings mittlerweile zu einer wichtigen Einkommensquelle geworden.

JUTTA LIETSCH, ULAN BATOR

Als der Fluss Ongi eines Tages versiegte, der Ulan-See staubtrocken dalag und in den Weidegründen der Hirten seiner Heimat kein Halm mehr wuchs, sagte sich Tserenbat Munkhbayar: «Wenn wir uns nicht wehren, gibt es keine Hoffnung mehr für unser Land.» Es war 1998, als der Ongi plötzlich verschwand. In normalen Jahren fliesst er von seiner Quelle im Khangai-Gebirge über 435 Kilometer durch Steppe und Wüste, bis er sich in den Ulan-See ergiesst. Auch in den nächsten Jahren sollte der Fluss nicht wiederkommen. Drei Kreisstädte, 60 000 Menschen und 800 000 Tiere blieben ohne Wasser.

So entstand im Dezember 2001 die Ongi-Fluss-Bewegung, die erste grosse Umwelt-Bürgerinitiative der Mongolei. Mit Protestmärschen, Kundgebungen und Petitionen an die Regierung spiegelte sie zugleich die grossen politischen und wirtschaftlichen Veränderungen wider, die das Leben der 2,6 Millionen Mongolen seit dem Ende des Kommunismus 1990 prägen.

## Grobe Abbaumethoden

Ihre Mitglieder sind Leute wie der Journalist und Agronom Munkhbayar. Sie erkannten, dass die Dürre nicht nur eine jener üblichen Naturkatastrophen war, die den Steppen- und Wüstenstaat mit seinem hochempfindlichen ökologischen Gleichgewicht immer wieder heimsuchten.

In seinem kleinen Büro im Gebäude des Nationalzentrums für



Als Ninjas verdingt: Illegal arbeitende Goldsucher an der Arbeit.

MICHAEL REYNOLDS/KEYSTONE

Information und Technologie in der Hochschulstrasse von Ulan Bator berichtet Munkhbayar über die Hintergründe des Umweltdesasters: «Das Gold ist schuld!» Denn die Mongolei fiebert in einem Goldrausch, seit die Regierung 1993 damit begonnen hat, Lizenzen für den Abbau von Gold und anderen Edelmetallen zu vergeben. Allein im Gebiet des Ongi wurden 30 Gebiete abgesteckt, allerdings ohne Aufsicht und Kontrolle. Die Schürfer machten sich daran, mit ebenso einfachen wie groben Methoden nach dem begehrten Metall zu suchen: Viele bauten Sperren in den Fluss, leiteten das Wasser in künstliche Teiche um, pumpten es dann durch dicke Schläuche, um mit dem kräftigen Strahl das Erdreich zu waschen – bis endlich Gold aus dem Sand schimmerte und das Wasser irgendwo versickerte.

Es dauerte nur knapp fünf Jahre, bis der Fluss so stark ver-

braucht war, dass er nur noch einen Viertel seiner ursprünglichen Länge hatte. «Das ging so schnell, weil der Ongi schon vorher geschwächt war», erklärt der 39-jährige Munkhbayar, ein Mann mit kurzem Bürstenschneit, kräftigen Wangenknochen und freundlichem Gesicht: Zu Zeiten der Planwirtschaft hatte man am Ongi zwar nicht nach Gold geschürft, aber ohne Rücksicht auf die Folgen Bäume abgeholzt, Bewässerungsgräben gezogen und das schützende Schilf am Ufer geschnitten.

## Als Ninja verdingt

Die Proteste der Ongi-Bewegung, die mittlerweile über 2000 Mitglieder und Büros in acht Provinzstädten hat, hatten Erfolg: Einige der grossen Sünder unter den Goldschürfern mussten ihren Betrieb schliessen. Viele aber arbeiten illegal weiter. Folge: Nicht nur die Arbeitslosen aus den Städten

verdingen sich nun als «Ninjas», sondern auch immer mehr Hirten, die wegen der Wasserknappheit ihre Tiere verloren haben. Mehr als ein Drittel der Mongolen leben heute unter der Armutsgrenze. «Ninjas» nennen die Mongolen die Goldsucher wegen der Plastikschüsseln, die sie auf dem Rücken tragen und die sie wie die Ninja-Schildkröten aus dem Zeichentrickfilm aussehen lassen. Rund hunderttausend Menschen verdienen so ihren Lebensunterhalt.

## Drohung mit Gewalt

Auf der Suche nach Gold sind einflussreiche in- und ausländische Unternehmen. Für die Wirtschaft des Landes, die nach dem Zusammenbruch des Ostblocks schwere Einbrüche erlebte, sind die edlen Rohstoffe mittlerweile zur wichtigen Einkommensquelle geworden. Die Goldproduktion hat sich seit Anfang der Neunziger-

jahre von einer halben auf 14 Tonnen gesteigert.

Der Konflikt zwischen Schürfern und den Anwohnern, die um ihre Wasserquellen und ihr Land kämpfen, ist auch in anderen Landesteilen entbrannt. «Wenn wir einig sind, müssen die Politiker auf uns hören, obwohl wir nicht so stark sind wie die Minenbetreiber», hofft Munkhbayar. Das Ziel seiner Gruppe, die von ausländischen Hilfsorganisationen in den USA und Japan sowie der deutschen Konrad-Adenauer-Stiftung unterstützt wird, lautet: «Die Regierung muss dafür sorgen, dass sich der Ongi und der Ulan-See wieder erholen können.»

Wenn die Behörden nicht energischer eingreifen, werden die Bewohner der ausgetrockneten Regionen versuchen, die Goldschürfer mit Gewalt zu vertreiben, warnt er: «An einigen Orten reden sie schon davon, zu den Gewehren zu greifen.»

## Der Spion, der aus der Kirche kam

Die Spitzeltätigkeit eines **Dominikanerpaters im Vatikan** beschäftigt Polen

Der polnische Priester und mutmassliche Spion am Hofe Johannes Pauls II. soll nicht nur für den polnischen Geheimdienst gearbeitet haben, sondern auch für den deutschen Bundesnachrichtendienst – glaubte er zumindest.

GABRIELE LESSER, WARSCHAU

Zu einem Klosterthriller mit gregorianischen Gesängen, geheimnisvollen Riten und einem mysteriösen Mord wird es nicht reichen. Doch eine Film-Klamotte im Stil von Don Camillo und Peppone liegt in jedem Fall drin. Noch allerdings denkt in Polen niemand daran, den «Spion im Vatikan» zu verfilmen. Erst muss sich die Aufregung über den 69-jährigen Dominikanerpater Konrad Hejmo legen.

«Pater Hejmo hat keine grossen Geheimnisse verraten, aber er hat uns allen geschadet», erklärt der polnische Dominikanervorsteher Maciej Zieba. «Zurzeit übergibt er das polnische Pilgerheim in Rom an seinen Nachfolger. Danach geht

er in ein Kloster, um darüber nachzudenken, was er getan hat. Wo, steht noch nicht fest.» Der Pater scheint allerdings nicht recht einzusehen, was er so Schlimmes getan hat. Ausser Naivität und einer gewissen Geschwätzigkeit habe er sich nichts vorzuwerfen, meinte er in einem Interview. Zieba schüttelt unwillig den Kopf: «Er hat Geld für seine Dienste in Anspruch genommen, Quittungen unterschrieben und seinen Führungsoffizier sogar in Köln besucht. Das ist nicht naiv und geschwätzig. Das ist ein Vertrauensbruch.»

## Das Netz zieht sich zusammen

Wie Don Camillo hatte Hejmo 1975 den Kampf gegen den Kommunismus aufgenommen. Doch der Gegner war kein Bürgermeister Peppone, sondern der realsozialistische Inlandgeheimdienst. Zunächst trafen sich der Geheimdienstmann und der Pater im Dominikanerkloster im westpolnischen Posen. Ganz offiziell und mit Wissen und Genehmigung der Vorgesetzten kämpfte Pater Hejmo für die Aufregung der Zeit – die schrittweise «Auf dem Weg». Doch Waclaw Glowacki, der Geheim-

dienstoffizier, machte nur Versprechungen und forderte Informationen über Kirche und Klerus. Er hatte Zeit. Das Spiel begann.

Schon ein Jahr später füllte Glowacki einen Personalbogen aus. Hejmo habe sich als «Kandidat» qualifiziert. Er verfüge über interessante Informationen, sei gesprächig und – falls er wirklich nach Rom gehe – auch für den Auslandsgeheimdienst interessant. Als Lohn für Hejmo gab es eine höhere Auflage. Doch das Netz begann sich zuzuziehen: Der Geheimdienst war nun immer dabei, hörte Telefongespräche mit und «begleitete» den Pater auf Schritt und Tritt. Unterschreiben musste er nichts. Längst schon traf er sich mit seinem Führungsoffizier nicht mehr im Kloster, sondern in Cafés und sogar in Hotelzimmern, schickte Briefe an konspirative Adressen, schlug selbst Treffen vor und erscheint am vereinbarten Ort in Zivilkleidung.

Dann brach Hejmo nach Rom auf. Dort nahm er ein Doktorandenstudium auf und arbeitete zunächst im Pressebüro des polnischen Episkopats beim Vatikan. Später wurde er Direktor des polni-

schen Pilgerzentrums in der Nähe des Petersdoms. Der Geheimdienst kümmerte sich intensiver denn je um den nun erst recht interessanten Pater. Er erhielt nun den neuen Decknamen «Hejnal». Sein neuer Führungsoffizier stellte sich Hejmo als Mitarbeiter der polnischen Botschaft in Rom vor. Hejmo berichtete offen von Spannungen unter Bischöfen, der Aussenpolitik des Vatikans, dem Besuch des deutschen Aussenministers Genscher bei Johannes Paul II. Dennoch brach die Zentrale in Warschau 1983 den Kontakt ab.

## «Das tut richtig weh»

Denn schon 1981 hatte der Dominikanerpater in Rom Andrzej M. kennen gelernt, der angeblich zum Beraterstab der deutschen Bischöfe gehörte und nebenbei auch für den Bundesnachrichtendienst (BND) arbeitete. Als der «Berater» von den finanziellen Schwierigkeiten Pater Hejmos erfuhr, bot er diesem die Zusammenarbeit mit dem BND an – gegen ein Informationsentgelt von rund 1000 D-Mark im Vierteljahr. Hejmo nahm an, lieferte die gewünschten Informationen und machte sogar Kopien von Vor-

gängen, die ihm mitteilenswert erschienen. Von 1981 bis 1988 unterschrieb er rund 20 Quittungen, auf denen in deutscher Sprache vermerkt war: «Honorar für Informationen betr. den Vatikan, geliefert an den Bundesnachrichtendienst BND». Bezahlt aber hat nicht der BND in Pullach bei München, sondern der polnische Geheimdienst in Warschau.

«Das tut richtig weh. Dass unser Bruder so etwas tun konnte. Es ist kaum zu verstehen», meint Ordensvorsteher Zieba. Schlimm genug sei schon die bewusste Zusammenarbeit Hejmos mit dem polnischen Geheimdienst, aber auch sein Wechsel zum westdeutschen Geheimdienst – wie er offensichtlich glaubte – sei um keinen Deut besser. «Wir gehen jetzt in die Offensive», berichtet Zieba: «Ich habe gerade zwei Kommissionen gegründet, die die Geschichte unseres Ordens in der Volksrepublik Polen aufarbeiten sollen.» Bei der einen Kommission könnten sich Ordensbrüder melden, die ebenfalls Kontakt mit Geheimdiensten hatten. Die andere Kommission solle sich wissenschaftlich mit dem Thema befassen.